EINSAMKEIT

von Anil K. Jain (ca. 1992)

Die Zeit schleppt sich mühselig über die Anhöhe hinweg, über die man in das Tal gelangt, wo in einer Waldlichtung das Haus steht, in dem ich wohne. Sie trägt schwer an der Last der immer gleichen Tage, des immer gleichen Wechsels von Tag und Nacht, des Wechsels der Jahreszeiten. Sie trägt schwer, müht sich, in Kontinuität erstarrt. Und immer wenn es scheint, als habe sie die Steigung überwunden, fällt sie zurück, rollt die Anhöhe hinab. Dann tut sie es jenem längst vergessenen, antiken Helden gleich und beginnt von neuem sie zu erklimmen, jedoch ohne jemals den höchsten Punkt zu erreichen. So verrinnt die Zeit langsam, bewegt sich nur unmerklich vorwärts: die Sekunden rasen dahin, die Minuten vergehen, die Stunden schleichen langsam, die Tage kriechen, die Jahre scheinen schließlich still zu stehen.
Ich vergegenwärtige mir den Takt, den langsamen, monotonen Rhythmus der Einsamkeit. Die Zeit, ich bin ihr Gefangener, sie ist meine Gefangene, ich wache über sie, sie wacht über mich, sie ist da, man spürt sie, ich spüre sie, wer einsam ist, kann sie spüren. Tatamm, tatamm, tatamm, dröhnt die Stille in meinem Kopf.
Ich starre durch ein Glas Wasser, in dem sich das Licht bricht, hindurch, auf einen imaginären Punkt einer imaginären, aber vorhandenen Landschaft. Es ist Mittag. Vorher war Vormittag. Nachher ist Nachmittag. Am Nachmittag fährt der Zug in die Stadt.
Ich starre durch ein Glas Wasser, in dem sich das Licht bricht, hindurch, auf einen imaginären Punkt einer imaginären, aber vorhandenen Landschaft. Noch ist es Mittag. Bald geht der Zug in die Stadt. Ich erhebe mich. Ich will in die Stadt, werde mit dem Zug in die Stadt fahren. Das Rattern des Zuges hört man, wenn er auf der anderen Seite der Anhöhe entlangfährt, dort, wo das Rattern des Zuges lauter ist, nicht fern, sondern nah. Der Zug fährt immer dort entlang, nie auf meiner Seite der Anhöhe. Der Zug fährt auf Schienen. Die Schienen sind auf der anderen Seite der Anhöhe verlegt, zum Glück.
Ich will in die Stadt, gehe aber zuerst ins Dorf, muß die Anhöhe hinunter. Die Anhöhe ist bald erreicht. Ich steige hinauf. Die Schienen liegen vor mir, unter mir, dahinter das Dorf. Das Dorf ist nicht groß, aber es gibt dort Fremdenzimmer und Geschäfte und den Bahnhof, wo der Zug hält, manchmal. Auch eine Straße gibt es. Die Straße führt in die Stadt, wo die Fremden herkommen, die in den Fremdenzimmern übernachten und in den Geschäften einkaufen. Dorthin, in die Stadt, will ich. Aber ich werde mit dem Zug fahren.
Die Anhöhe, die ich nun in Richtung Dorf hinuntersteige, ist häßlich und kahl und gerade deswegen gut, weil sich so kaum Fremde dazu verleiten lassen, sie zu erklimmen. Der Weg ist anstrengend und nicht der Mühe wert. Ringsum die Berge, mit ihren Wanderwegen durch schattigen Bergwald – nur die Kronen der Bäume zeigen lichte Stellen mit bräunlich verfärbten Nadeln, aber man sieht es nicht, wenn man nicht darauf achtet – haben weit besseres zu bieten als jene kahle Anhöhe.
Ich bin im Dorf angekommen, gehe durch die Dorfstraßen in Richtung Bahnhof. Auf meinem Weg begegne ich nur wenigen Leuten. Den Leuten vom Dorf geht es gut. Sie haben große, reiche Häuser, die einen mit ihrem Reichtum erschlagen, den wuchtig ausladenden Balkonen

und den blumenüberladenen Fenstersimsen. Die Häuser im Dorf sind keine Häuser für einsame Menschen.
Der Bahnhof ist klein, fast winzig. Es fahren nur wenige Züge mit wenigen Reisenden. Die Eisenbahn macht ein Verlustgeschäft, nur zur Ferienzeit kommt sie auf ihre Kosten. Ich bezahle die Fahrkarte. Ich warte. Ich warte in dem einsamen Wartesaal. Nur draußen, am Bahnsteig, stehen noch ein paar andere Reisende. Die Zeit verrinnt langsam: tatamm, tatamm, tatamm. Schließlich kommt der Zug und ich steige ein. Nach kurzer Zeit setzt er sich in Bewegung. Ich fahre in die Stadt. Die Stadt ist größer als das Dorf, auch die Häuser sind größer. Tatamm, tatamm, tatamm, rattert der Zug. Er rattert in Richtung Stadt. Einmal im Jahr fahre ich mit ihm, fahre ich in die Stadt, weil ich einmal im Jahr das Bedürfnis danach verspüre. Ich sehe mir die Stadt an und sehe, daß alles noch beim alten ist. Dann kann ich beruhigt wieder in meine Einsamkeit zurückkehren: die Einsamkeit des Alleineseins, im Gegensatz zur Einsamkeit in der Stadt, der tödlichen Einsamkeit der Masse. Tatamm, tatamm, tatamm, trommle ich aus Langeweile auf den Sitz.
Das Abteil, in dem ich sitze, ist bis auf mich unbesetzt. Ich sehe zum Fenster hinaus. Draußen fließt die Landschaft vorbei. Wir halten gelegentlich an einem der kleinen Bahnhöfe. Leute steigen aus und ein, doch niemand setzt sich in mein Abteil. Erst als etwa die Hälfte des Wegs zurückgelegt ist, bekomme ich Gesellschaft. Tatamm, tatamm, tatamm, schallt die Musik aus dem Kopfhörer des Mitreisenden. Tatamm, tatamm, tatamm, trommle ich aus Langeweile auf den Sitz.
Ich verbringe die Zeit damit, aus dem Fenster zu sehen. Ich konzentriere mich. Ich versuche nur das Fenster wahrzunehmen, nur das Glas. Hinter dem Glas fließt die Landschaft vorbei. Aber ich sehe nur das Fensterglas. Ich bin vor dem Glas, dahinter die Landschaft. Das Abteil, ich, der Mitreisende, die Musik aus dem Kopfhörer, das Glas, die Landschaft. Tatamm, tatamm, tatamm, rattert der Zug. Tatamm, tatamm, tatamm, schallt es heiser aus dem Kopfhörer. Tatamm, tatamm, tatamm, trommle ich auf den Sitz.
Der Weg in die Stadt dauert lange. Er führt durch das Gebirge und danach über eine eintönige, flache Ebene. Einmal im Jahr mache ich diesen Weg, stürze ich mich ins Chaos, um für den Rest des Jahres die Einsamkeit ertragen zu können.
Als wir die Vorstadt erreichen, betrachte ich die Wohnanlagen mit ihren häßlichen Hochhäusern und Wohnsilos, den trostlosen, vor sich hinbröckelnden Fassaden, die das trübe und diffuse Tageslicht in ein armseliges Grau taucht. Je weiter wir in die Innenbezirke vordringen, desto mehr verliert sich die traute Zweisamkeit der Schienenstränge im immer verflochteneren Netzwerk der Gleise. Zusammen mit den Signalen und Streckenmarkierungen verdichtet sich alles zu einen undurchschaubaren Durcheinander. An den kleineren Stationen rast der Zug vorbei ohne zu halten und endet schließlich am Hauptbahnhof: Ein gläserner Tunnel umhüllt das Gewimmel der Menschen. Er umschließt die Bahnsteige und Imbißbuden, die Toiletten, die Geschäfte und die Missionsstation. Ermüdet steige ich aus. Ich bin angekommen. Die Stadt, die stinkende, volle, lärmende Stadt liegt vor mir.
Ich bin gekommen, mich in das Dickicht der Menschen zu stürzen. Einmal im Jahr komme ich. Ich komme nur, um dann wieder in meine Einsamkeit zurückkehren zu können. Denn

bin ich auch glücklich in meiner Einöde, so habe ich doch das Bedürfnis einmal im Jahr wieder unter Menschen zu sein. Allerdings stelle ich immer aufs neue fest, daß die Einsamkeit selbst im dichtesten Gedränge ja nie wirklich überwunden ist, sondern im Gegenteil, noch viel schlimmer, viel augenfälliger zu Tage tritt, so daß es letztendlich keinen Unterschied macht, wo man einsam ist.
Die Stimme aus dem Lautsprecher kündigt die ankommenden Züge an. Durch den Gang unter den Gleisen strebe ich dem Ausgang entgegen. Die Masse hinter mir drängt mich vorwärts. Ich trete in die Bahnhofshalle. Übermächtig schwebt die verdinglichte Zeit in Form einer gigantischen Uhr an der Wand. Unbeeindruckt verlaufe ich mich ins Freie, wo wartend eine Taxischlange steht. Doch ich gehe zu Fuß, lasse mich treiben. Ich durchwandere die Straßen. Die meisten kenne ich noch. Früher habe ich in der Stadt gewohnt. Früher habe ich hier gegessen, geschlafen, gearbeitet und bin auch hier einsam gewesen.
Im Bahnhofsviertel reiht sich Sexshop an Sexshop, durchsetzt mit billigen Absteigen und Ramschläden für fernöstliche Billigware. Geht man weiter, so kommt man in die Innenstadt mit den feinen Geschäften und Kaufhäusern. Die Auslagen locken mit ihren Angeboten: Betrachter und Ware trennt nur die Scheibe. Hinter der Scheibe die Ware. Vor der Scheibe der Betrachter der Ware, der potentielle Käufer. Mit erregtem Verlangen betritt man die Konsumtempel und mit prall gefüllten Plastiktüten verläßt man sie. Zuerst landen die Tüten und die bunt bedruckten Verpackungen im Müll, schließlich, irgendwann auch ihr Inhalt. Sogar der menschliche Körper ist letztendlich nur eine Einwegverpackung für die Seele.
Ich bin wie ein Partikel im Strom der Masse. Wie zufällig werde ich umhergestoßen von all diesen potentiellen Käufern, potentiellen Gesprächs-, Tennis- und Sexualpartnern, potentiellen Menschen einer potenten Menschheit exponentiellen Wachtums. Ich blicke in ihre Gesichter: leere Gesichter, fett, gesättigt, überreizt, abgehetzt. Tatamm, tatmm, tatamm, verrinnt die Zeit, entgleitet sie ihnen.
Die Stadt ist voll von solchen Menschen, zusammengerottet vor Verzweiflung. Eng sitzen sie aufeinander und doch kein bißchen weniger einsam als ich. Der Einsamkeit kann man nicht entgehen, man kann sich ihr nur stellen, so wie ich mich ihr gestellt habe, ihr tagtäglich ins Angesicht blicke.
Es beginnt zu regnen: tatamm, tatamm, tatamm, prasselt der Regen von den Autodächern. Ich stelle mich bei einem Hauseingang unter. Die Leute, die Schirme dabei haben, spannen sie auf. Die Leute ohne Schirme spannen keine auf. Sie gehen weiter, fangen zu laufen an oder stellen sich unter wie ich. Ich habe keinen Schirm dabei. Ich habe mich untergestellt. Tatamm, tatamm, tatamm, prasselt der Regen. Es regnet. Die Straße ist bereits naß.
Ich warte eine Weile. Der Regen hört nicht auf, er wird heftiger. Doch mir ist das jetzt gleichgültig, ich gehe wieder auf die Straße. Die Leute, die der Regen nicht abschreckt hat das Haus zu verlassen, haben es eilig. Sie wollen nicht naß werden. Ich habe es nicht eilig. Ich werde naß. Es dauert lange bis ich beim Bahnhof angelangt bin. Ich habe genug von der Stadt, will wieder nach Hause. Der Regen hat mich durchnäßt. Ich friere in den nassen Kleidern. Es ist kalt und ungemütlich. Ich bin wütend auf die Leute mit Regenschirmen, denn die Leute mit Regenschirmen sind nicht naß, sie sind trocken.

Noch immer thront die große Uhr über der verglasten Stahlkonstruktion der Bahnhofshalle. Ich lese die Zeit ab. Bald wird mein Zug kommen. Ich beobachte, wie sich der Zeiger geräuschlos vorwärtsbewegt. Zumindest erscheint es so, als geschehe es geräuschlos, denn der Lärm des immer bevölkerten Bahnhofs übertönt alles. Ich warte. Ich warte, bis der Zeiger an jener Stelle angelangt ist, für die die Ankunft meines Zuges bestimmt ist.

Tatamm, tatamm, tatamm, rattern wir durch die selbe Landschaft, durch die ich am Nachmittag gefahren bin. Bald wird es Abend. Meine Kleidern sind fast wieder trocken als wir am Bahnhof des Dorfes angelangt sind. Es hat aufgehört zu regnen. Vielleicht hat es hier auch gar nicht geregnet, doch dann sehe ich, daß die Straße naß ist und die Lichter der Straßenlaternen widerspielgelt. Die Dunkelheit, die zu dieser Jahreszeit immer schon früh einsetzt, ist bereits angebrochen. Ich gehe durchs Dorf. Die Häuser sind hell erleuchtet. Ich bin müde.

Mühselig schleppe ich mich über die Anhöhe hinweg, über die man in das Tal gelangt, wo in einer Waldlichtung das Haus steht, in dem ich wohne. Ich trage schwer an der Last der immer gleichen Tage, des immer gleichen Wechsels von Tag und Nacht, des Wechsels der Jahreszeiten, trage schwer an der Last der einsamen Stunden. Aber als ich die Anhöhe überwunden habe, ins Tal hinunterlaufe, ist alle Last von mir genommen und alle Müdigkeit verflogen. Ich laufe wie von selbst und das Echo meiner Schritte hallt: tatamm, tatamm, tatamm.

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text steht für die private Lektüre zum Download unter: http://www.power-xs.net/jain. Er darf ohne Zustimmung des Verfassers weder verändert, kopiert, weiterverteilt oder anderweitig anders als für private Lektürezwecke benutzt werden. Viel Spaß!